

, die mir die ier des Büro- ute, Fräulein", fschoffner, der in Fräulein Jetzt darf ich

Fritze, der so

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 92 | **24. November 1934** | **8. Jahrgang**

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(19. Fortsetzung)

Er floh, rannte weiter, raste durch das dichteste Gestrüpp. Es zerriß ihm Hände und Gesicht, doch er merkte es nicht. Fort — fort!

Er sah keine Bäume, keine Sträucher, keine Häuser — er sah nichts, nur sein Opfer und das Blut, das hellrote Blut, das aus des Onkels Brust quoll. Alles bekam vor seinen Augen eine blutige Farbe. Ueberall Blut — Blut!

„Allmächtiger, sei mir gnädig!" stieß sein zuckender Mund hervor.

Als Heinrich zu Hause ankam, lenkten soeben einige Knechte ihre Fuhrwerke in den Hof. Bei seinem Anblick sahen sie erstaunt auf. Er aber beachtete sie nicht. Er rannte an ihnen vorbei ins Haus. Auf dem Flur stellte er die Flinte in eine Ecke und stieß dann die Tür zum Wohnzimmer auf.

Seine Mutter saß in dem großen Lehnstuhl neben dem Ofen und verrichtete das Abendgebet. Bei seinem Eintritt sah sie überrascht auf und fuhr dann erschreckt zusammen.

„Heiner, was ist dir? Wie siehst du aus?"

Ihr Sohn wankte keuchend bis in die Mitte der Stube. Die Haare hingen ihm zerzaust um die Stirne und dicke Schweißperlen rannen über sein Gesicht. Die grüne Jagdjoppe hatte sich weit geöffnet und hing halb über die Schultern. Die Hose war zerrissen und die langschäftigen Stiefel mit Schmutz bedeckt.

„Mutter, ich — ich —" Er stockte und drückte die zerschundenen Hände vor das von Schmerz und Qual verzerrte Gesicht.

„Was — hast — du?" fragte sie wieder und blickte ihn entgeistert an. Eine furchtbare Angst lag in ihren Zügen.

Er stand zitternd und bebend vor ihr — mehrmals öffnete er den Mund, doch die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

„O Heiner, sag doch, was ist denn?"

Da fiel er mit einem dumpfen Stöhnen vor ihr auf die Knie, das Gesicht von stürzenden Tränen überströmt, und schrie heiser:

„Der Onkel — der Onkel!! — Gott!! — Mutter — Mutter!"

Die alte Frau preßte die Hände aufs Herz, sie war todbleich.

„Heiner!"

„Ich — ich — habe ihn — erschossen!!"

Das letzte furchtbare Wort war noch nicht ganz ausgesprochen, da fiel die Mutter mit einem schrillen Aufschrei, wie plötzlich gelähmt, in den Sessel zurück.

Er lag heulend vor ihr auf dem Boden.

Auf einmal hob er den Kopf und sah auf seine regungslose, schreckensbleiche Mutter. Dann erhob er sich. In seinem Gesicht malte sich die Verzweiflung.

Er torkelte hinaus auf den Flur. Dort nahm er die Flinte und lud sie von neuem. Dann stampfte er polternd die Treppe hinauf.

Seine Mutter kam wieder zu sich. Sie hörte ihn auf den Speicher gehen — sie ahnte, was er dort tun wollte. Sie stand auf, ihre Knie wankten. Doch sie mußte ihm nach, um noch ein größeres Unheil zu verhüten. —

Vor dem Hause liefen Knechte und Mägde zusammen. Sie tuschelten leise und warfen besorgte Blicke auf das Haus.

Alle ihre Kräfte zusammenraffend, schleppte sich die Mutter bis zu der Treppe, die zum Speicher führte. Hier brach sie erschöpft zusammen. Doch die Angst, die schreckliche Angst, gab ihr neue Kraft.

„Gütiger Gott, hilf mir!" tönte es gepreßt durch das Haus.

Mit Händen und Füßen arbeitete sie sich auf der Treppe weiter. Bald konnte sie den Speicher überblicken. Da stand der Heiner, ihr einziger Sohn — sie sah die dunklen Umrisse seiner hohen Gestalt — sie sah die Flinte vor ihm, der Lauf war auf seinen Kopf gerichtet — sie sah, wie er mit einem Stock bemüht war, den Hahn der Waffe nach unten zu drücken.

„Heiner, um Christi willen — halt ein!! Heiner, halt ein!!"

Er zuckte zusammen. Der Schuß ging dröhnend los. Die Kugel streifte seine Stirn und bohrte sich in einen Balken des Daches. Die Waffe entsank seiner Hand. Er sah sich um und erblickte seine Mutter, die ohnmächtig halb auf der Treppe und halb auf dem Boden des Speichers lag.

Dieser Anblick gab ihm die Vernunft zurück. Langsam ging er auf seine Mutter zu, hob sie behutsam und liebevoll auf die Arme und trug sie vom Speicher hinunter ins Haus.

Unten im Flur begegnete er dem Gesinde, das ihn mit Gebärden der Angst und des Schreckens betrachtete. In der Wohnstube legte er sie in den Sessel. Das nachdrängende Gesinde wies er mit einer stummen Geste zurück.

Nach kurzer Zeit kam seine Mutter wieder zu sich. Als sie ihn vor sich stehen sah, leuchtete es schwach in ihren Augen auf.

„Beruhige dich, Mutter, ich tue nichts mehr, was du nicht willst!"

„Jagd vorbei"—!"

Skizze von Paul Burg

Im Tempo rasenden Trotzes fuhr sie auf der Elbchaussee. Die Albrechtsburg mit ihren spitzen Türmen war vorüber geflogen. Hinter dem Wagen donnerte und toste — sie sah es im blinkenden Rückspiegel ihres Suchscheinwerfers — ein Motorrad mit ratterndem Beiwagen und wollte überholen.

Warte nur hübsch, stürmischer Jüngling! Das Leben ist kurz. Du kannst noch früh genug den Hals brechen und deine Eltern viele bittere Tränen kosten. — In einem kurvenreichen Dorfe hielt sie an.

„Was fällt Ihnen ein, mich nicht vorbei zu lassen?" schalt der Fahrer, ebenfalls hart abstoppend.

Da wandte sie ihm ihr Gesicht zu.

„Verzeihung! Ich wußte nicht ... eine Dame ... Verzeihen!" stammelte Verlegenheit und junges Erröten unter der Sturzkappe.

„Ich fuhr über 80 Kilometer, und das sollte auch Ihrem Ungestüm genug sein!" Sie drohte lächelnd mit dem behandschuhten Finger.

„Fabelhaft für eine Damenhand! Uebrigens ... Neuhaus!" stellte er sich mit immer noch leicht verlegenem Stottern vor.

„Ihre Mutter würde wohl nie wieder froh, wenn Sie ihr auch nur durch den Schrecken Kummer machten, es sei Ihnen was geschehen. — Gut Sport!"

Sie startete schnell und schnurrte von dannen. Der Jüngling von achtzehn Jahren stand baff. Diese schöne Frau ... sie fährt wie der Deibel — ich hätte sie beinahe noch angeschnauzt, weil ich einen dammeligen Chauffeur an ihrem Steuer vermutete. — —

— — Auf den Tag eine Woche später ritten sie beide im herbstlichen Morgen zur Fuchsjagd an und bestaunten die unvermutete Wiederbegegnung. Ihr hatte das kleine Erlebnis neulich heitere Laune gebracht — ihm strahlte die Freude aus blanken Augen.

„Ich habe immer an Sie gedacht; Sie erinnern mich so sehr an meine Mutter", gestand er offen. Ein Fragen blickte aus seinen Augen.

Sie verstand.

„Ich bin eine einsame Frau ... Kohlengruben und chemische Fabriken hier herum gehören mir. Nennen Sie mich Marion!"

Der Master blies. Die Jagd begann. Sie hielten sich beide Sattel an Sattel und jagten durch Wald und Aue dahin. Eine doppelte Hürde zwischen alten Pappeln und knorrigen Weiden. Ihr Schimmel nahm die erste wie nichts, bockte dann urplötzlich und steilte quer. Ging am Stamme des nächsten Baumes vorn hoch, vor dem Schlagschatten der hohlen Weide scheuend. Der Zügel verfing sich im Weidengeäst und blieb hängen. Wild schlug der Gaul mit den Hufen, und die Reiterin schwankte auf dem Sattelbock. Abspringen? Es kostete vielleicht das Genick. Schon warf das verstörte Tier sich herum — zur Erde.

Eine feste Männerhand riß im letzten Augenblick die Zügel aus den knackenden Pappelzweigen und zerrte den Schimmel auf die Füße, während das ganze Feld der Jägerei weitausgezogen an ihnen vorüber brauste.

Fern blies die Jagdmusik: Ein Jäger aus Kurpfalz ...

Auf dampfendem Fuchs im roten Rock der Junge von achtzehn Jahren und Marion, ihren Schimmel beruhigend, sie ritten Schritt und Bug an Bug in den tiefen Wald.

„Jetzt haben Sie mir das Leben gerettet", sprach die Frau im Sattel, hielt näher heran, hielt ganz nahe — verhielt.

Bot seinen jungen Lippen den Reiterdank — einen innigen Kuß.

Fern aus dem Walde hallte das Horn: Halali! Gejagt und gestellt ist das Wild.

Jagd vorbei! — —

— — Die Woche darauf unterwegs nach den oberschlesischen Gruben. Marion steuerte ins Abenddämmern, müde vom Fahren durch den langen Tag und das weite Land, nach Rast und Wärme begierig. Hier draußen wohnt das Bürschlein irgendwo — lieber Kamerad von achtzehn Jahren ... Wie das Kerlchen neulich über den Kuß erschrocken war! Liebe Jugend, du hast das ganze Leben, Glück und Leid noch vor dir liegen. Unsereiner ist einsam und arm in seinem Reichtum.

Jagdhörner schreckten die Sinnende auf. Kirchenglocken klangen klagend in das späte stolze Halali! Jagd vorbei! Gestellt ist das Wild! Halali! — Und gelbe Schwaden von flackernden Kartoffelfeuern zogen mit süßlich beizendem Rauch schwer übers blache Feld. Ein Gutshaus winkte aus kahlem Park, Halbmast die bunte Flagge im Stock.

Alles ist wie Herbst und Tod.

Sie erschauerte leicht, stieß ins Gas und fuhr schneller dahin.

Viele Räder und Wagen überholten sie mit grellen Scheinwerfern und Hupengequarr. Sie hielt nun auch dichtauf, neugierig halb und halb aus Sehnsucht nach Menschen und Stimmen.

„Guter Freund, wer ist gestorben?" fragte sie einen Chauffeur.

„Den jungen Neuhaus haben wir begraben. Er ist am Sonntag mit so einem verteufelten Motorrad gestürzt, beim Ueberholen. Dem Bauernwagen gingen auch noch die Pferde durch ..."

Marion wendete und raste zurück ins nächtliche Land, wo auf stillem Dorfkirchhof ein blumenhoher Hügel sich über einem frischen Grabe wölbte.

Wo im Abenddämmern das Hifthorn hallte: Halali! Gejagt und gestellt vom Schicksal — ums Leben betrogen!

Jagd vorbei —!

Der Schatz im Haifischmagen.

Als es einigen Fischern aus San Cruz de Bravo im Golf von Mexico kürzlich gelungen war, einen Haifisch von ungewöhnlicher Größe zu fangen, waren sie nicht schlecht erfreut. Ihre Freude stieg aber ins Ungemessene, als sie bei der Oeffnung des Tieres im Magen des Riesenfisches eine kleine Metallkassette entdeckten, die, wie sich nach der Oeffnung durch einen Schlosser herausstellte, einige Schmuckstücke sowie amerikanische Banknoten im Werte von 8000 Dollar enthielt. Aus der beabsichtigten sofortigen Teilung des kostbaren Fundes wurde zum Bedauern der wackeren Fischer allerdings zunächst noch nichts, da die Behörden von dem Schatz im Haifischmagen erfuhren und ihn mit Beschlag belegten, um Nachforschungen nach dem früheren Eigentümer anzustellen. Es gelang auch in der Tat herauszubekommen, daß die Kassette einmal einem amerikanische Kaufmann namens Ellring gehört hatte, der vor Jahren auf der Fahrt von Tampico in Mexico nach Galveston mit dem Dampfer „Victoria" untergegangen war. Offenbar hat der Unglückliche sich mit der Kassette schwimmend zu retten versucht, ist aber von einem Hai verschlungen worden. Da nach den mexikanischen gesetzlichen Bestimmungen die Hälfte des Schatzes im Haifischmagen den Findern zufällt, können die fünf Fischer mit ihrem Fang immerhin noch ganz zufrieden sein.

Vitamin aus Fichtennadeln

Der Entdecker des Vitamin C, Professor Szent-Györgi, hatte sehr große Mühe, das für die Herstellung dieses Vitamins notwendige Ausgangsmaterial, die Nebennierenrinde in ausreichender Menge zu erhalten, um die Eigenschaften des neuen Präparates eingehend erforschen zu können; er mußte zu diesem Zweck bis zu den riesigen Schlachthäusern Chicagos reisen. Später stellte es sich heraus, daß in seiner eigenen Heimat, in Ungarn eine Pflanze wächst, die sehr reich an diesem, den Skorbut verhütenden Vitamin ist, — der Paprika. Jetzt haben die Forschungen der kolloidbiologischen Station Hamburg-Eppendorf ergeben, daß auch unsere gewöhnliche Fichtennadeln viel Vitamin C enthalten, daß somit auch Deutschland aus einheimischen pflanzlichen Rohstoffen dieses wertvolle Präparat gewinnen kann. Man hat berechnet, daß ein Aufguß von 150 Gramm Fichtennadeln genügen würde, um den Tagesbedarf eines Menschen an Vitamin C zu decken und ihn vor dem Skorbut zu bewahren. Vielleicht liegt in diesem Gehalt der Fichtennadeln auch die Erklärung für die große stärkende und heilende Kraft der Fichtennadelbäder.

Sie lag schwach und bleich im Sessel und atmete kaum. Ihr Haar hatte sich gelöst und die Flechten hingen über die Schultern. Er ergriff ihre Hand und drückte sie.

„Lebe wohl, Mutter! Ich habe gesündigt an dir und dem Onkel. Ich weiß, was ich getan habe — ich muß büßen —"

Sie nickte leicht. Er ließ ihre Hand los, küßte sie auf die Stirn und wollte hinaus. Ein schwacher Ruf von ihr brachte ihn wieder zurück.

„Wo willst du hin, Heiner?"

„Aufs Gericht!"

„Willst du dich stellen?"

„Ja!"

„Tue es nicht, Heiner!" flehte sie.

„Ich muß es doch, Mutter!"

„O Gott, Heiner!"

„Was kann ich sonst?"

Sie antwortete in weinerlichem Tone:

„Nicht aufs Gericht! Tue es nicht, Heiner! Man verurteilt dich. Heiner, nicht aufs Gericht! Noch keiner von uns war da — noch keiner!"

„Ich muß es doch, Mutter! Noch keiner von uns tat das, was ich getan habe!"

„Fliehe ins Ausland!" flüsterte sie gequält. „Irgend wohin. Du wärst ja sonst der erste von uns, der vor Gericht käme! Die Schande —"

Er schwieg.

„Flieh nach Amerika, Heiner!"

„Nach Amerika, Mutter? Es geht doch nicht!"

„Doch — doch! Nur nicht aufs Gericht! Das könnte ich nicht überleben!"

Er stand unentschlossen vor ihr.

„Werde wieder ein anständiger Mensch, Heiner!"

„Ich — ich —"

Er fühlte sich an den Hals.

„Geh, Heiner, sonst holt man dich. Vergiß nicht, dir Geld mitzunehmen!"

„Gut, so will ich fliehen!"

„Heiner, mach mir keine Schande mehr!"

„Nein, Mutter!"

Wie ein Schwur kam es über seine Lippen, und er drückte fest ihre Hände.

„Ich werde für dich beten, Heiner!"

Er ging auf sein Zimmer. Dort setzte er sich einen Hut auf und zog einen Mantel an. Aus einer Truhe holte er einen Beutel mit Geld und steckte ihn in die Tasche. Dann schritt er wieder hinaus.

Seine Mutter hörte ihn über den Flur gehen. An der Tür der Wohnstube blieb er noch einmal stehen. Sie vernahm seine tiefen Atemzüge.

„Auf Wiedersehen, Mutter!"

Er wartete noch auf ein Wort von ihr, auf ein Abschiedswort.

Die alte Frau umklammerte die Sessellehne. Ihr Mund blieb stumm — nur ihre Augen weinten.

Da ging er weiter — und allmählich verhallten seine Schritte auf dem Hofe. —

Nicht den Weg zum Bahnhof wählte er, sondern über die Berge lief er von dannen, ohne Ziel. Nur noch einmal wandte er sich um und warf einen Blick auf die Heimat. Eben breitete der Abend seine schwarzen Fittiche über Wald und Flur aus.

„Vorbei!" sagte Heinrich zu sich selbst. „Ich habe die Heimat verloren!"

•

Mit einer langen Eisenstange in den Händen stand der Köhler Karl in der Gießhalle der Hütte vor dem „Stichloch" des Ofens. Hinter ihm befand sich der Platzmeister und steckte sich mit einer glühenden Kohle die Pfeife an.

„Ich lasse das Stück laufen!" sagte der Hüttenmeister mit Stolz und zog kräftig an seiner Pfeife.

„Rede nicht, du Esel!" versetzte der Köhler frech. „Ich tue das!"

„Es ist meine Arbeit, Karl!"

„Deine Arbeit? Was bildest du dir ein, du Hanswurst! Ich lasse das Eisen laufen und damit basta!"

„Gib mir die Stange her!"

„Nun sei endlich ruhig, Mann! Wenn du auch Meister hier auf der Hütte bist, mir hast du aber nichts zu sagen. Das merke dir ein- für allemal! Sonst wirst du dein eigenes Geschrei hören können, verlaß dich drauf!"

Karl schob unwillig die Hemdsärmel zurück und zeigte seine muskulösen Arme. Er sah sehr grimmig drein. Der Meister war stets sein Feind, wenn er auf der Hütte arbeitete, denn er konnte einfach keinen Vorgesetzten leiden.

Der Meister war ärgerlich, aber er wagte nichts mehr zu sagen, denn mit dem Köhler war nicht zu spaßen und der Schulze hielt stets zu ihm. Da war es schon besser, man hielt den Mund und machte kein Geschrei.

„So stech doch nun endlich zu, Karl, sonst läuft uns ja das Eisen mit der Schlacke ab!"

„Halte die Klappe, Mensch! Du willst mir doch wohl nichts lehren, was?"

Er wartete noch einen Augenblick und ging dann näher an den Ofen.

„Mehr Wind muß in den Ofen — mehr Wind!" brüllte er nun den Meister an. „Zieh die Stange mal weiter herunter — los!"

Der Meister gehorchte mit verbissener Miene. Rasch lief er um den Ofen herum und zog kräftig an einer langen Stange, die oben an dem Ende eines Hebels befestigt war.

Brausend und zischend schoß nun das Wasser in das Rad der Hütte und das Fauchen der in den Ofen gepreßten Luft wurde stärker.

Der Köhler stach die Lehmballen, die das Stichloch verstopften, mit der Eisenstange durch. Feurig rot wie glühender Strom ergoß sich das flüssige Eisen in die Sandrillen der Gießhalle.

Zufrieden stellte der Köhler die Eisenstange beiseite und schob ein Stück Kautabak zwischen die schwarzen Zähne.

Da kam ein Holzfäller angelaufen.

„Was willst du denn, Richard," rief ihm der Köhler entgegen.

„Wißt ihr's noch nicht?"

„Was denn?" fragte Karl.

„Unser Schulze ist auf der Jagd geschossen worden!"

„Unser Schulze?" rief Karl erschreckt aus. „Doch nicht tot?"

„Das weiß ich selbst nicht. Aber er muß schwer getroffen worden sein — in die Brust —"

„Schockschwerenot, wer hat das denn getan?"

Der Hiobsbote zögerte mit der Antwort, dann sagte er leise — im Flüstertone:

„Der Heiner soll's getan haben!"

„Mensch, ist das wirklich wahr?"

„Bestimmt, bestimmt — ich habe den Schulzen doch selbst gesehen!"

„Wo liegt er denn?"

„Noch im Wald. — Der Doktor kam auf einem Gaul schon angeritten. Er hatte es eilig."

Der Köhler lief spornstreichs aus der Halle, über Felder und Wiesen dem Walde zu.

Auf der Hütte ging die Nachricht von Mund zu Mund. Die Hüttenleute gerieten in Erregung. Einer nach dem andern rannte dem Karl nach. Ihr Schulze war geschossen worden! —

Als der Köhler auf dem Platze anlangte, wo Friedrich lag, hatte man bereits eine Bahre herbeigebracht und hob nun den Verwundeten vorsichtig darauf.

Der Köhler wollte soeben an der Bahre mitanfassen, da fiel sein Blick auf Ranzoni, der einige Schritte hinter ihm stand und lächelte. Eine teuflische Freude lag in diesem Lächeln, eine wohltuende Genugtuung. Er war der einzige auf dem Platze, der noch lächeln konnte.

In Karls Innern begann es zu kochen. Sollte der vielleicht —? Dem war alles zuzutrauen. Keiner kannte diesen heimtückischen Menschen besser als er. Wenn der Südländer die Gesellschaft Heinrichs suchte und stundenlang mit ihm trank, so verfolgte er einen Zweck. Das war klar. Hatte er sich des Neffen bedient, um sich an dem verhaßten Onkel zu rächen? —

Karl zog seine Hände von der Bahre zurück. Er warf noch einen Blick auf den armen Schulzen, dann ging er hinweg.

•

Hilde war am Tage über so heiter gewesen, daß die alte Magd mehrmals verwundert den Kopf geschüttelt hatte. Es war ihr viel leichter ums Herz als in den letzten Wochen, in denen sie ständig im Kampf mit sich selbst gelegen hatte.

Jetzt konnte ja alles gut werden. —

Der Schulze hatte ihr am vergangenen Abend das Jawort zurückgegeben. Der gute Friedrich! Eigentlich tat er ihr leid, denn sie hatte ihn sehr gern. Sie liebte ihn so, wie man einen wahren Freund und Bruder liebt. Es hatte sie viel Ueberwindung gekostet, die wahre Neigung ihres Herzens zu offenbaren.

(Fortsetzung folgt)

Die Tänzerin

Von Karl R. Deister

Neunundfünfzig Jahre ist sie nun alt, die einst die berühmteste Tänzerin der Welt war und als erste Schönheitskönigin gekrönt wurde, die Freundin von Millionären und Königen war und dann auf schmierigen Pariser Rummelplatzbühnen auftreten mußte, um ihr bißchen Leben zu fristen.

Gerüchte um Cleo und „Cleopold" ...

Um die Jahrhundertwende war der Name Cleo de Merodes in aller Munde, im Munde aller derer wenigstens, die zur „großen Welt" gehörten oder über die Ereignisse der oberen Zehntausend Bescheid wissen wollten. Oh, es brauchen nicht unbedingt Schmugglergeschichten oder chinesische Banditen-Abenteuer zu sein, auch die Jahrzehnte um 1900 hatten ihre Sensationen, mitten in Europa, mitten im bürgerlichen, friedlichen Abendland. Die regierenden Fürsten selbst standen im Mittelpunkt der Skandal- und Klatschgeschichten, und Jahre lang wurde der König Leopold von Belgien von der respektlosen Welt nur „Cleopold" genannt, weil Cleo, die Pariser Tänzerin, als seine heimliche „Königin" galt.

Cleopold ist längst gestorben, Cleo ißt das bittere Brot der Armut; ein paar Freunde aus der alten Zeit haben sich eben noch gefunden, würdige Herren mit grauen Bärten und wehmütigen blassen Jugenderinnerungen, die noch ein paar Francs für ein Glück opfern, das sie vor einem Menschenalter — nicht genossen. Denn wie konnten sie damals neben einem regierenden König auftreten? — Und es hebt das Los der einstmals „schönsten Frau der Welt" aus dem Traurigen geradezu in die Höhe des Tragischen, wenn man heute — nachträglich — weiß, daß Cleo damals gar nicht die Freundin des Königs der Belgier war, sondern nur ein kühl erwähltes Mittel im diplomatischen Spiel der Mächte, ein Werkzeug im Kampf um Kolonien und Bodenschätze ...

Ein Kind begeistert Paris.

Ihr Leben lief ab genau wie im Roman — oder schrieben die Erzähler der Großväterzeit ihre Geschichten nach dem Vorbild, das Cleo de Merode und andere wirklich lebten? — Mit sieben Jahren schon trat Cleo, die eigentlich unter ganz anderem Namen geboren wurde, als Schülerin einer Ballettklasse öffentlich auf. Mit zwölf Jahren gehörte sie zum Ballettkorps der Pariser Großen Oper und muß also wirklich hochbegabt gewesen sein. Freilich war es nicht nur tänzerisches Geschick, sondern auch die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens, was ihm den Weg zum Weltruhm ebnete. Ein englischer Impresario engagierte die kleine Französin für ein Tournee durch die Vereinigten Staaten. Die Herzen der Amerikaner entflammten im Nu für den neuen Star.

Als Cleo nach Paris zurückkam, war sie eine große Dame geworden, die von den Männern umschwärmt wurde, deren Modelaunen die Welt interessierten, der kostbare Schmuckstücke und Schecks mit fünfstelligen Zahlen als Zeichen der Bewunderung und Werbung überreicht wurden. Die Sensationszeitungen der damaligen Zeit brachten regelmäßig „Hofberichte" aus der Villa der Tänzerin; wenn sie an pikanten Abenteuern nicht genug erlebte — und wahrscheinlich war es gar nicht so schlimm, denn der Tänzerberuf erfordert straffe Arbeit, hartes Training und Haushalten mit den Körperkräften —, was Cleo nicht wirklich erlebte, das wurde dazu erfunden. Und weil damals nicht so viele Frauen im Mittelpunkt des Interesses standen wie heute, in der Zeit der tausend Tonfilme, so wußte die Welt über Cleo de Merode mehr zu berichten, als heute über Lilian Harvey, Marlene Dietrich und Greta Garbo zusammen ...

Der Höhepunkt kam dann freilich, als König Leopold die Bekanntschaft der Tänzerin suchte. Cleo mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als nach einem kleinen diplomatischen Vorspiel der Fürst selbst in ihre Garderobe an der Oper kam. Kopf und Herz mögen ihr von Verwirrung erfüllt worden sein ... Heute freilich, seit einigen Jahren, kennen wir die wirklichen Zusammenhänge, und auch Cleo selbst wird voll Enttäuschung die Wahrheit erfahren haben.

Was sucht der König in der Operngarderobe?

Es war die Zeit der Kolonialkonflikte. Die Araber Nordafrikas hatten sich zum Befreiungskrieg erhoben, der Mahdi verkündete den „heiligen" Kampf gegen die Europäer, der Sudan war in der Gewalt der braunen Fanatiker; Aegypten, Englands Interessengebiet, war bedroht. Die Briten rüsteten zum Abwehrkampf. Dabei dachten sie die einmal notwendige Mühe gehörig auszunutzen. Nun wollten sie den Sudan besetzen, Aegypten ganz zur Kolonie machen und mitten durch Afrika bis zu den südlichen Kapkolonien ein großes Kolonialreich schaffen. Das war ein offenes diplomatisches Geheimnis.

Frankreich und Belgien waren um ihren Einflußbereich besorgt und traten in Verhandlung über gemeinsame Gegenaktionen. Die Sache war so wichtig, daß der König von Belgien selbst mit den Ministern an der Seine verhandeln wollte. Aber es sollte nicht alle Welt gleich Bescheid wissen ... Und nun war Leopold unvoreingenommener Politiker genug, daß er selbst Klatsch und Gespött der Welt nicht scheute, wo es um das Interesse seines Landes ging. Dutzendemal kam er über die Hintertreppe in die Garderobe der berühmten Tänzerin, um dann, während Cleo auftreten mußte, ebenfalls „seiner Arbeit" beim Außenminister Hanotaux nachzugehen.

Die ganze Welt wußte Bescheid, wenn Leopold „incognito" nach Paris reiste, Dutzende von Reportern sahen, wie der König „heimlich" hinter die Kulissen der Oper schlich. Aber Leopold war doch der Schlaueste, er arbeitete in Wirklichkeit hinter den Kulissen, hinter die so mancher weltklug zu sehen glaubte ...

Cleos Ruhm erkletterte damals schwindelnd hohe Gipfel. Halb raffiniertes Weib, halb naives Kind, legte sie sich ausgerechnet jetzt den berühmt gewordenen Cleo-Scheitel zu, eine madonnenhaft schlichte, die Haare glatt über die Ohren ziehende Frisur. Manche ernstlich sittsame Frau trägt heute noch den Scheitel und weiß nicht, daß eine Tänzerin und Schönheitskönigin ihn modern gemacht hat.

Eine Krone und der Bettelstab.

Leopold starb 1909, Cleos Ruhm stieg noch weiter. Sie wurde zur ersten Schönheitskönigin der Welt gekrönt, als 1912 eine Pariser Modezeitschrift die „geistreiche" Sitte der Schönheitsprämiierung einführte. Der Krieg verdunkelte dann den Ruhm der Künstlerin; sie mußte zu immer kleineren Theatern übergehen, bis sie eines Tages ganz aus dem Bewußtsein der Oeffentlichkeit verschwunden war. Jüngst erst entdeckten sie alte Freunde auf dem Rummelplatz; sie führte dieselben Tänze vor, die sie einst dem König und anderen hohen Bewunderern gezeigt hatte ... Vielleicht glaubten die jungen Rummelplatzbesucher, die von der alten Zeit nichts mehr wußten, gar nicht, daß diese Tänzerin wirklich einmal die Gunst der Großen besessen hatte?

Jetzt soll Cleo in einer „Altmodischen Revue" als das „Jahr 1900" auftreten. Ihre Freunde haben das arrangiert, um sie ohne demütigende Almosen der Not des Daseins zu entreißen. — Sie wird ihre Rolle nicht ganz natürlich spielen können. Denn im Jahr 1900 hatte sie bestimmt andere Vorstellungen davon, wie sie nach drei Jahrzehnten einmal leben würde. — Oder hatte sie gar keine Vorstellung? Künstler sollen ja oft über einen beglückenden Leichtsinn verfügen.

Ein Mädchen unter Diamantensuchern.

Die Polizei der Südafrikanischen Union bearbeitete unlängst einen Fall vor Gaunerei, zu dem ein alter, als Menschenkenner gar nicht einmal so ungeschickter Spitzbube seine bildschöne Tochter ausnutzte. Warwik Seeth zog mit seinem hübschen Kinde in den Gegenden herum, in denen einsame Gruppen von Glücksjägern in monatelangen Kamps nach Diamanten suchten. Jedesmal spielte sich die Sache dann so ab, daß die beiden Gauner einige Tage bei einer solchen Gruppe von Männern zu Gast blieben, was der reizenden Elliot wegen auch immer gerne geduldet wurde. Ganz heimlich wußte das Mädchen es dann so einzurichten, daß einige oder gar alle der Lebenshungrigen Diamanten sich in sie verliebten und die Flucht verabredeten, bei der jeder der Liebhaber sein Diamantenbeutelchen natürlich mitnehmen würde. Oft wurden an verschiedenen Treffpunkten die gesamten Opferlämmer eines Kamps einzeln und hintereinander von den beiden Seeths überwältigt und ausgeplündert. Viele wagten nicht einmal den Weg zur Polizei, weil ihnen Liebestollheit ein blamabler Anzeigenhintergrund zu sein schien. Mehrere der Betrogenen entschlossen sich erst zum Einschreiten, als ihre Anzeige schon in eine stattliche Akte eingefügt werden konnte. Leider scheinen die beiden Gauner aber einen Vorsprung zu besitzen, der sie bisher vor dem Zugriff der Polizei schützen konnte.